

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 228 Bydgoszcz / Bromberg, 5. Oktober 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz.

Roman von Talvin.

I. Der Abschied.

1.

In der endlos sich hinziehenden Straße des 25. Oktober schob und drängte sich, wie immer um diese Vormittagstunde, eine graue und beinahe einförmige Masse von Menschen, die zu oder von ihren Arbeitsplätzen eilten und mit gleichgültigen und dumpfen Blicken den ihnen gewohnten Weg gingen. Aber fast alle diese Blicke streiften mit einem kurzen Erstaunen jene Frau in dem glänzenden dunkelbraunen Pelz, die vor einem der großen Lebensmittelgeschäfte wartend auf- und abging.

Diese Frau sah immer wieder auf ihre Armbanduhr aus Platin.

So war Mirjam immer — die geborene Unpünktlichkeit! Wenigstens hätte sie sich an die Zeit halten können, wo man sich seit über einem Jahr zum ersten Mal wieder treffen sollte. Und nur für eine kurze Viertelstunde. Und dann vielleicht nie wieder. Tatjana legte ihre Stirn unwillig in Falten.

Da stand man nun und mußte sich von den Leuten angaffen lassen. Ja, sie gafften einen richtig an. Besonders diese Lausejungen. Aber auch die Mädchen. Sie hatten wohl schon lange keine schönen Schuhe mehr gesehen, wie? Und der Pelz war wirklich auch nicht zu verachten. Es war kein Wunder, daß sie darin auffiel. Noch dazu bei diesem warmen Vorsommerwetter. Aber in Moskau war es noch kühler als hier in Petersburg. Und außerdem wollte sie diesen Pelz auf keinen Fall im Stich lassen.

Ja, schaut nur! Freilich bin ich eine Ausländerin! Steht ja schön in meinem Paß. Wunderschön sogar. Die GPU hat eine fabelhafte Phantasie, wenn es gilt, einem eine schöne und passende Biographie anzumessen.

Dem Lärm und dem Geschrei und dem Verkehr nach war diese Straße immer noch der alte Newski-Prospekt. Freilich: die Leute sahen anders aus: Eine graue, einförmige Masse. Nirgends ein frohes Gesicht. In einer Hinsicht war es etwas besser als noch im vorigen Jahre — die Mädchen versuchten, eine neue buntere, farbigere Note in das Straßenbild zu bringen. Sie waren wieder auf den Geschmack gekommen, sich etwas netter zu kleiden. Wenn sie nur mehr Geld hätten! Und wenn nur die Waren billiger wären!

Tatjana fühlte ganz genau, was die stummen, flüchtigen Blicke, mit denen sie von den Mädchen und Frauen angesehen wurde, besagen wollten. Die einen waren einfach neidisch: so möchte ich auch gekleidet sein, es ist traurig, daß es mir nicht möglich ist. Die anderen wieder dachten: seht da, eine Ausländerin, eine Bourgeoise, ihre Wohlhabenheit dampft noch nach dem Schweiß unserer unterdrückten Genossen, aber nur Geduld meine Liebe, wir werden auch dich noch ausziehen, nur Geduld, mein Schwesterlein! Und dann dachten sie noch: Pah!

Und dann gab es wieder andere, deren Blicke sprachen: Du siehst ja wirklich sehr sauber und schön aus und ich bin in meinem Baumwollrock und in meiner Flanellbluse — schweigen wir, was ich darunter anhabe, aber es ist sauber, gewiß, das ist es —, ich bin da sozusagen ein Garnichts gegen dich. Vorläufig noch. Aber bald wird es anders. Ich gehöre bereits zur Stoßbrigade und mein Mann strengt sich an, ein Stachanow zu werden, und dann bekommen wir auch mehr und dann können und dürfen wir uns etwas leisten, jawohl! Und dann sollen mich meine Freundinnen bewundern, bewundern sollen sie mich! Und ich werde ihnen sagen: macht es genau so wie wir, strengt euch an, immer mehr, immer noch mehr, ihr müßt fühlen, wie euch die Haare wackeln vor lauter Anstrengung, und wenn sie euch ausfallen, schadet es euch auch nichts, nur so kommt man zu etwas und nur so werden wir siegen. Ja, meine Liebe, ich habe gar keinen Grund, auf dich neidisch zu sein. Vielleicht bist du gar keine Ausländerin, vielleicht hat dein Mann schon etwas geleistet für das Vaterland der Werktätigen — dann grüße ich dich, Genossin!

Tatjana sah immer wieder in den Laden hinein. Das war ja nun gut, daß man endlich auf den Gedanken gekommen war, daß Lebensmittel besser schmecken, wenn sie sauber behandelt werden. Und wenn sie von netten, sauber gekleideten Mädchen verkauft werden. Besonders gut war dies natürlich in Petersburg. Die Arbeiter hier sind schon immer leicht rebellisch gewesen. Und außerdem strömen hier die Fremden herein. Man schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe. Lange genug hat es gedauert, bis sie das begriffen haben.

Wenn die Schaffnerinnen doch nicht so verrückt klingeln wollten! Das tut einem wirklich in den Ohren weh. Man hat doch schließlich Nerven. Tatjana schüttelte sich. Und dann hustete sie. Nein, sie hustete nicht einfach so, wie man so gewöhnlich hustet. Ja, richtig, sie hüstelte. Und das tat dann immer etwas weh auf der Brust. Die acht Wochen Krim haben doch wieder nicht recht geholfen. Aber sie würde jetzt schon sorgen dafür, nur Geduld! Das wäre noch schöner, wenn man das bißchen Erkältung nicht loskriegen sollte. In der Schweiz oder irgendwo.

Natürlich war es nur ein bißchen Erkältung. So sagte sie wenigstens immer, wenn ihre Bekannten besorgte Mienen machten. Sie konnte das Moskauer Klima einfach nicht vertragen, meinte sie dann. Und das war doch noch viel besser als das von Petersburg. Aber dann auch das

ewige Herumfahren, bald sollte sie in Saratov sein, dann wieder in Tiflis und dann wieder in Frankreich oder in Norwegen — nun, das war ja jetzt schon beinahe zwei Jahre her, daß sie nicht mehr „draußen“ war. Aber immerhin, die ganzen Jahre vorher. Und man war doch gewissenhaft. Wollte seine beste Kräfte einsetzen für —

Ja, wofür, Tatjana?

So fragte sie sich jetzt selbst.

Sie zog ihr Taschentuch aus ihrer großen grauledernen Handtasche heraus und hüstelte hinein. Dann schüttelte sie den Kopf und lächelte.

Kommt da vorne nicht Mirjam?

Natürlich!

Oh, Mirjam!

Tatjana rief das beinahe laut aus. So groß war ihre Freude, ihre einzige Schwester wieder zu sehen. Sie ging ihr entgegen.

Schaut einmal an, was Mirjam gut aussieht! Beinahe pausbäckig. Und immer noch das unschuldige und doch so verschmitzte Lächeln!

So etwas!

Und welch schönen grauen Mantel mit Skunksbesatz sie anhat! Und das kecke Hütchen! Nein, Mirjam war nicht umzubringen. Man mußte nur staunen, wie das Mädchen, das von jeher nur eine kleine Choristin war und als solche wahrscheinlich auch einmal pensioniert werden wird, wie dieses Mädchen es versteht, sich durchzuschlagen. Nein, nicht durchzuschlagen. Durchzuschwimmen! Auch nicht. Sie wird ja noch nicht einmal naß. Sie ist nie naß geworden. Durchzufliegen! Ja, das ist es. Wie ein Schmetterling. Sitzt so ein Schmetterling auf einer Blume, und da kommt der Mäher und, eins, zwei, drei, da liegt die Blume —! Und der Schmetterling, wo ist der? Ja, der ist schön vergnügt weggeflogen. Das war ja nun nicht gerade nett, daß man ihm den schönen Ruheplatz so einfach, ohne zu fragen, wegzog, nein, das war wirklich nicht nett. Diese Menschen! Nun, muß man sich eben etwas anderes suchen. Da schaut einmal hin — da drüben sitzt er ja schon wieder und schaukelt auf einer Mohnblume! Dieser dumme Mäher! Wenn der meint —

Ja, so war Mirjam.

Selbst in den schweren Jahren der Hungersnot war sie immer vergnügt und froh und zufrieden. Und sie konnte es auch sein. Ach, und wieviele Blumen sind nicht unter ihr hinweggemäht worden!

Freilich kann die Spitze einer solchen Sense auch einmal einen Schmetterling treffen, warum denn nicht? Und manchmal war Mirjam tatsächlich nicht einmal mehr einen Millimeter von der Sense entfernt. Bei all ihrem Glück ist sie noch gutmütig dazu, und das ist dann natürlich gefährlich. Einmal hatte Tatjana allen Ernstes einspringen müssen. Es war ihr schließlich noch gelungen.

Für ein Mädchen wie Mirjam sind Häuser wie die Spalernaja oder gar wie die Gorohovaja wirklich nicht der richtige Aufenthaltsort. Nein, es wäre schade. Da gehören die Feinde des Staates hin, meinetwegen, aber nicht Mirjam. Sie hat sich doch wirklich nichts dabei gedacht. Nicht wahr, Mirjam? Ach, wie Mirjam weinen konnte! Nein, sie hatte sich bei Gott nichts dabei gedacht.

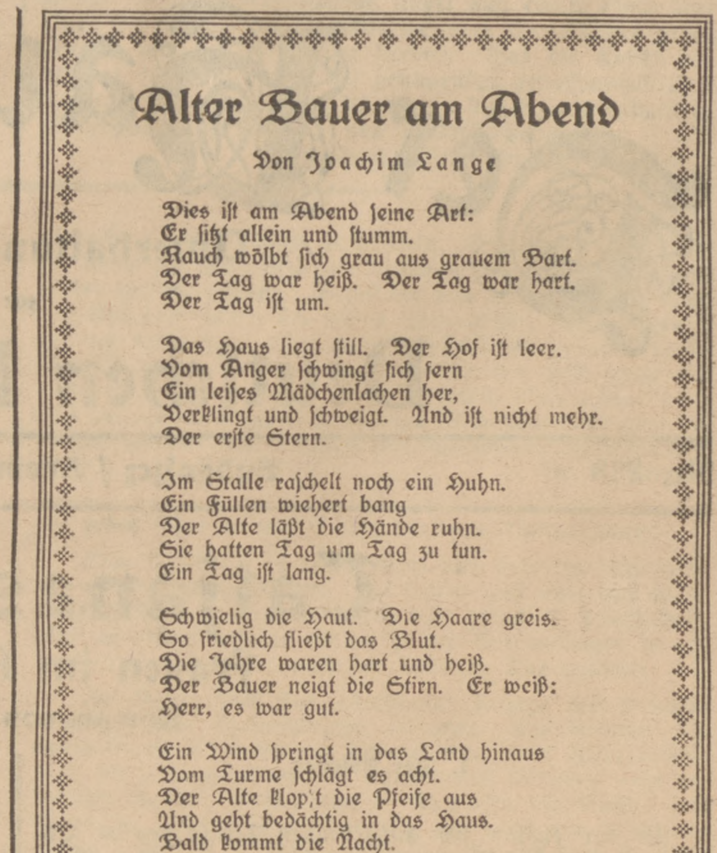
Die Genossin bewegt sich noch in der alten Ausdrucksweise? Hm, das ist ja sehr verdächtig.

Nein, so war das wieder nicht gemeint. Sie könne bei den Toten des 25. Oktober schwören, daß sie nicht wußte, woher der Kerl dieses viele Geld hatte, dieser verfluchte Saboteur! Ob sie in das Gefängnis gehen dürfe — sie verpflichte sich, ihm die Schnurrbarthaare einzeln auszureißen —

Wie gesagt, das war eine unangenehme Sache. Aber Tatjana konnte sie schließlich unter der Hand beilegen. Seitdem war ihr nichts mehr über Mirjam zu Ohren gekommen. Nichts Nachteiliges. Sie hätte es auf jeden Fall erfahren müssen. Hoffentlich bleibt das Mädchen jetzt klug. Denken kann sie sich ja, was sie will.

Nur immer vorsichtig sein!

Mirjam fiel ihrer Schwester um den Hals. Wie das Mädchen küssen konnte! Da soll man sich dann noch wundern.



Alter Bauer am Abend

Von Joachim Lange

Dies ist am Abend seine Art:
Er sitzt allein und stumm.
Rauch wölbt sich grau aus grauem Bart.
Der Tag war heiß. Der Tag war hart.
Der Tag ist um.

Das Haus liegt still. Der Hof ist leer.
Vom Anger schwingt sich fern
Ein leises Mädchenlachen her,
Verklingt und schweigt. Und ist nicht mehr.
Der erste Stern.

Im Stalle raschelt noch ein Huhn.
Ein Füllen wiehert bang
Der Alte läßt die Hände ruhn.
Sie hatten Tag um Tag zu tun.
Ein Tag ist lang.

Schwielig die Haut. Die Haare greis.
So friedlich fließt das Blut.
Die Jahre waren hart und heiß.
Der Bauer neigt die Stirn. Er weiß:
Herr, es war gut.

Ein Wind springt in das Land hinaus
Vom Turme schlägt es acht.
Der Alte klopft die Pfeife aus
Und geht bedächtig in das Haus.
Bald kommt die Nacht.

Sie gingen eingehängt die Straße entlang in der Richtung auf das Hotel de Europa. Dort hatte eine von Moskau kommende und nun auf der Ausreise befindliche Mademoiselle Yvonne Morand Wohnung genommen.

Ob sie diesmal wieder lange bleibe, fragte Mirjam.

Das wisse sie selbst nicht.

Was sie zu tun habe, aber freilich, danach dürfe man doch nicht fragen.

Und wie glänzte das Stupsnäschen von Mirjam vor Neugierde!

Nein, danach dürfe man nicht fragen. Und übrigens wisse sie es selbst noch nicht. Sie werde es erst in Helsingfors oder in Stockholm oder gar erst in Paris erfahren. Denn soviel sei ihr angedeutet worden, daß sie dorthin fahren müsse.

Da werde ihr Tatjana aber schöne parfümierte Seife mitbringen, ja?

Ja, das werde sie.

Und vielleicht — ach, konnte Mirjam süße, bittende Augen machen! — und vielleicht auch eine Garnitur schöne, seidene Unterwäsche, ja?

Tatjana lächelte.

Vielleicht. Es gäbe doch hier auch wieder alles. Freilich teuer. Aber der Zoll sei schließlich auch ganz ansehnlich.

Nein, von einem Vielleicht wollte Mirjam nun wirklich nichts wissen. Entweder Ja oder Nein. Und wenn es ein Nein würde, dann müßte sie natürlich jede Nacht weinen und dann könnte sie nicht mehr spielen und sie würde entlassen und sie müßte mehr gehen — so, jetzt weinte Mirjam bereits, das hatte Tatjana jetzt von ihrem Vielleicht.

Gut, sie werde ihren Wunsch erfüllt bekommen.

Tatjana müsse wissen — ja, wo sind denn jetzt die Tränen? Wie weggeblasen! Da sage noch einer, dieses Mädchen hätte eben geweint! Tatjana also müsse wissen, daß die Sachen, die man hier zu teuren Preisen zu kaufen bekomme, eben doch nicht „echt“ seien, nicht „direkt“. Gerade auf das „Direkte“ lege sie das Gewicht. Es dürfe ruhig eine Garnitur aus dem Fenster sein, ja eigentlich solle es nur eine solche sein. Sie möchte sozusagen Paris daran „riechen“. Und sie stelle sich dann die vielen Frauen vor,

die alle schon darauf gesehen hätten, und die Verkäuferinnen, durch deren Hände sie geglitten sei — also, das „Direkte" bereite ihr die größte Freude daran. Davon hätte sie mehr als von jedem Roman und von jeder Oper. Der Phantasie seien dann wirklich keine Schranken gesetzt und für das bißchen Geld könne man doch der kleinen Mirjam eine solche Freude machen. Freude? Das sei gar kein Ausdruck dafür. Ja, wie wolle sie sagen? Ungeheuere Freude. Nein. Das reiche auch nicht. Ganz anders. Ja, wie denn? Es gebe gar kein Wort dafür. Man müßte von vorne anfangen. Ja, jetzt habe sie es — ein ganz anderes Leben. Ein neues Leben. Vor dem man immer nur staunen müsse. Ja, das wäre es. Also, Tatjana solle ihr „neues Leben" kaufen und mitbringen. Direktes, neues Leben. So, jetzt hätte sie es. Direktes neues Leben.

Tatjana gab Mirjam einen Kuß und sagte: „Ja, Mirjam, ich werde alles tun und versuchen, um dir diesen Wunsch zu erfüllen. Wenn es mir aber aus irgend einem Grunde nicht möglich sein sollte, mein Versprechen zu halten, darfst du mir nicht böse sein."

(Fortsetzung folgt.)

Der Brief aus London.

Kurzgeschichte von **Julie Mathieu.**

Unordentliche Leute verabscheuen die Ordnung keineswegs, vielmehr haben sie zumeist eine unglückliche Liebe zu ihr. Sie werben um sie, sie stellen ihr nach und suchen sie mit vielen kleinen Listen einzufangen. Aber wie alle unglücklich Liebenden fangen sie es immer verkehrt an, und all ihr Bemühen ist vergeblich.

Auch Steffi Althoff gehörte zu jenen unentwegt Bemühten, denen ein gelegentlicher Scheinerfolg gewährt wird. Sie war eine Meisterin im Ordnung-Schaffen, aber Ordnung halten konnte sie nicht. Als sie eines Tages einen wichtigen Brief suchte und ihn erst nach stundenlangem Kramen aus dem wilden Durcheinander ihrer Korrespondenz herausfinden konnte, fand sie wieder einmal, daß hier etwas geschehen müsse. Sie kaufte drei schöne große Briefordner, zwei für die „private" und einen für die „geschäftliche" Korrespondenz, und legte alles, fein alphabetisch und chronologisch geordnet, ab, nicht ohne ab und zu leise Flüche gegen gewisse Leidensgenossen auszustoßen, die ihre Arbeit dadurch erschwerten, daß sie vergaßen, ihre Briefe ordnungsgemäß mit Datum und Unterschrift zu versehen.

Steffis Freund Robert gehörte zu der aussterbenden Zunft der Briefschreiber. Seine Briefe waren kleine Gedichte in Prosa, die das scharf beobachtende Auge und den etwas bissigen Humor des Schreibers verrieten.

Robert nun war soeben aus London zurückgekommen. Er saß mit Steffi zusammen und berichtete, was er an Interessantem in jener lebendigen und merkwürdigen Stadt gesehen hatte.

„. . . ein Mann um die Fünfzig, dem man auf hundert Schritt den Kolonial-Offizier ansah: helle, scharfe Augen, lederfarbene Haut, eisengrauer Bürstenschnurrbart. Den linken Arm trug er in einer schwarzen Binde. Vielleicht hatte ihn die Kugel eines aufständischen Wapiri in die Schulter getroffen? Oder war er vom Polo-Pony gestürzt? Möglicherweise war er aber auch bloß in London eine dunkle Bodentreppe heruntergefallen. Neben ihm ging eine uralte Dame — seine Mutter wahrscheinlich — noch völlig im Geschmack der viktorianischen Zeit gekleidet. Aber sie wirkte nicht etwa komisch, sondern sehr würdevoll. Es war rührend anzusehen, mit welcher Behutsamkeit der rohe Krieger die alte Dame über die Kreuzungen der Regent Street führte."

„Oxford Street", sagte Steffi.

„Wie? Was?" fragte Robert, offensichtlich ungehalten über die Unterbrechung.

„Auf der Oxford Street hast du ihn gesehen."

„Keine Rede! Wie kommst du darauf?" erkundigte sich Robert gekränkt.

„Das hast du mir doch geschrieben, du vergeßlicher Herr. Ich kann es dir schwarz auf weiß vorweisen." Und Stolz erfüllte Steffi bei dem Gedanken, daß sie den Brief, in dem Robert von dieser Begegnung berichtet hatte, auch bestimmt finden würde.

Robert, den man ebenso leicht erfreuen wie verletzen konnte, machte auch sogleich wieder ein freundliches Gesicht, offenbar entzückt darüber, daß Steffi seine kostbaren Briefe so aufmerksam las und so ordentlich aufbewahrte.

Am nächsten Tag hielt Steffi ihm voll Stolz ein engbeschriebenes Blatt unter die Nase. „Na, mein Guter, was steht da? Oxford Street, bitte sehr!" Robert streckte die Hand aus, erblaßte und starrte fassungslos auf den Brief in seinen Händen. „Was hast du denn?" wollte Steffi wissen. „Siehst du, da steht's . . ."

Robert zeigte mit bebendem Zeigefinger auf den linken Rand des Bogens. „Was . . . was ist denn das?" Es waren, wie Steffi wahrheitsgemäß berichtete, die zwei kleinen, kreisrunden Löcher, verursacht durch das dazu bestimmte Instrument, jedes fein korrekt vierundeinenhalben Zentimeter vom mittleren Kniff. Robert, noch immer fassungslos, wollte wissen, ob sie seine Briefe etwa „ablege", und Steffi erzählte ihm ungetrübt guten Gewissens, voll von der herrlichen Erfindung der Briefordner.

Robert zeigte sich völlig niedergeschmettert. „Gerade du, Steffi, mußt mir das antun! Ich habe doch immer geglaubt, du wüßtest, was es mit der großen Kunst des Briefschreibens auf sich hat. Wie kannst du solche Briefe ablegen. Wie in einer Rechtsanwaltskanzlei, im Kontor eines Warenexportgeschäfts, in der statistischen Abteilung des Tiefbauamts!"

„Aber, Robert, sieh mal", versuchte Steffi sich schüchtern zu verteidigen, „es ist doch immer noch besser, als wenn man solche Briefe verlegt und nie mehr wiederfindet."

„Wie ist das", ereiferte Robert sich weiter, ohne auf ihren Einwurf zu achten, „da liegen also wohl die Briefe von meinem Vetter Herbert, dem lächerlichen Forstadjunkten, gleich hinter meinen, bloß weil er denselben Zunamen hat wie ich, wie? Ich kann mir ja ungefähr vorstellen, was so ein Nimrod schreibt, wenn er verliebt ist: „Liebste Steffi, denke dir, gestern ist wieder einmal ein prächtiger Zwölfender meiner gewaltigen Donnerbüchse zum Opfer gefallen . . .""

Jetzt hatte Steffi genug. „Herberts Briefe, mein lieber Robert, liegen natürlich vor deinen, weil, wie ich dich gütigst zu bedenken bitte, H im Alphabet vor R kommt. Außerdem laß dir sagen, daß du nicht die leiseste Ahnung von der Jägersprache hast und daß es dir nicht gelingen wird, Herbert bei mir lächerlich zu machen."

Diese letzte Äußerung überging Robert wiederum. „Vor meinen Briefen also", sagte er nur mit beißender Ironie. „Nun ja, in einer kaufmännischen Registratur, habe ich mir sagen lassen, liegen ja auch die Angebote der Konkurrenzfirmen beieinander, wenn die alphabetische Regel es gebietet."

Wochenlang spielte Robert den Gekränkten, und Steffi begann ihn mit nachdenklichen Augen zu beobachten. Langsam verblaßte der Zauber, dem Steffi sich ganz verfallen glaubte, denn sie erkannte, daß Robert eitler und selbstgefälliger war, als man, bei bestem Willen, einem Mann zugestehen konnte. Es kam eine Zeit, da gab es keine Briefe mehr von Robert abzulegen, hingegen häuften sich in erstaunlicher Weise die Briefe des jungen Forstassessors, den sein Vetter in herabsetzender Weise einen „lächerlichen Forstadjunkten" geheißen hatte. Aber diese wurden von Steffi nicht mehr in den Ordner eingeheftet, nicht, weil sie fürchtete, auch Herberts Eitelkeit zu verletzen, sondern weil sie den Versuch, ihre Korrespondenz in Ordnung zu halten, schon längst wieder aufgegeben hatte.

Die Herausforderung.

Heitere Spitzbubengeschichte

von Ludwig Voß-Harrach.

Kürzlich hat ein Verwandter des verblichenen Sir William Härston sie zum besten gegeben, die Geschichte von dem selbstbewußten alten Herrn, der wider Erwarten seinen Lehrmeister fand.

Es war in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, als Sir William bei seinem Eisenhandel in London so viel verdient hatte, daß er sich ein stattliches Haus bauen konnte. Das beherbergte eine Anzahl wertvoller Sammlungen, und außerdem hatte der alte Herr seine Freude an einem prächtigen Bestand erstklassiger Rennpferde. Das alles hatte er sich aus eigener Kraft erarbeitet. Kein Wunder also, daß ihm der Kamm schwoll und daß er eines Tages sich zu folgender Zeitungsanzeige hinreißen ließ: „Wichtige Mitteilung an Einbrecher! Sir William Harston hat sich unter großen Kosten sein neues Haus gebaut und möchte nun gern feststellen, ob es wirklich einbruchssicher ist. Er hat daher in der mittelsten Schublade seines Schreibtisches im ersten Stock die Summe von zehntausend Mark hinterlegt. Wer es fertig bringt, das Geld zu mausen, ohne dabei erwischt zu werden, der darf es behalten, vorausgesetzt, daß er Sir William Harston genau mitteilt, wie er den Diebstahl fertig gebracht hat. Es sollen dann keinerlei Schritte unternommen werden, das Geld wieder herbeizuschaffen oder den Spitzbuben zu bestrafen."

Es läßt sich denken, daß die Anzeige gehöriges Aufsehen hervorrief. Man lachte darüber, und man entrüstete sich auch. Der Architekt des Hauses war sehr beleidigt, denn er hatte es doch völlig einbruchsicher gebaut. Die Polizei war gleichermaßen beleidigt. Aber Sir William ließ sich nicht beirren. Natürlich paßte er auf. Er schlief in dem Raum neben dem Kontor, das die respektable Summe enthielt. Die Tür war nur angelehnt, und der alte Herr hatte einen leisen Schlaf. Außerdem standen Wächter und Hausdetektive auf dem Posten.

Die Tage verstrichen, die Wochen . . . Alles blieb friedlich. Die prächtige Innenausstattung des Hauses rollte heran. Neidische Blicke folgten. Eine Dienerschaft in kostbarer Livree flankierte das Treppenhaus. Wer nicht kam, war der Einbrecher. Das Unterfangen erschien gar zu schwierig. Sir William entschloß sich zu einem neuen Inserat: „Ich mache darauf aufmerksam, daß keine besonderen Vorkehrungen getroffen wurden, um den Einbruch zu verhindern." Trotz allem blieb der Schatz im Schreibtisch unberührt . . .

Da erwies es sich eines Tages, daß Sir William einen neuen Reitknecht brauchte. Denn seine Pferde lagen ihm sehr am Herzen. Alsbald meldete sich auch ein junger schlanker Mann, dem der Hunger aus den Augen blickte. Der Pförtner hatte Mitleid und holte ein paar leckere Bissen aus dem Speiseschrank, der im Schatten der Treppe ein finsteres Dasein fristete. Dann brachte der gutherzige Lakai die Bewerbung mit den entsprechenden papiernen Unterlagen vor seinen Herrn. Der hieß den Fremdling eintreten.

Der junge Mann wußte, was sich schickte. Er hängte den Mantel neben den erfreulichen Schrank. Er strich an seiner Kleidung herunter. Dann stieg er die Treppe hinauf und verbeugte sich vor Sir William Harston.

Der gutmütige, nur etwas leicht erregbare alte Herr hörte geduldig zu, als der Besucher seinen Lebenslauf vortrug. Dann aber schoß er jäh in die Höhe. Denn aus dem Erdgeschoß herauf erscholl der Ruf: „Feuer! Feuer!"

Sir William dachte an seine kostbaren Sammlungen. Mit einigen Sprüngen war er an der Tür. Der Besucher wollte ihm folgen, strauchelte aber und stürzte zu Boden. Der alte Herr raste die Treppe hinab. Dichter Rauch quoll ihm entgegen. Er kam unter der Treppe hervor, aus dem — Speiseschrank. Alte Lumpen, feuchtes Stroh schwelte. Aber von einer Gefahr konnte doch nicht die Rede sein. Nicht einmal der alte Mantel, der daneben hing, hatte Feuer gefangen . . .

Sir William schimpfte eine Weile. Dann beruhigte er sich. Er stieg wieder die Treppe hinauf. Unterwegs kam er zu dem Entschluß, den Bewerber doch lieber nicht einzustellen. Was sollte er mit einem solch ungeschickten Menschen anfangen?

Der Alte wollte in sein Arbeitszimmer zurückkehren. Aber zum Kuckuck — das war ja verschlossen! Da stieg eine böse Ahnung in Sir William auf. Mit der ganzen Kraft seines Körpers warf er sich gegen die Tür. Sie barst. Dann sah er, daß der Raum leer war. Das Fenster stand offen. Der Besucher war verschwunden. Und die zehntausend Mark ebenfalls . . .

Am nächsten Tage empfing Sir William Harston einen Brief: Sehr geehrter Herr! Ich brauche Ihnen wohl nicht zu erklären, wie ich es fertig gebracht habe. Aber nehmen Sie doch bitte zur Kenntnis, daß ich kein richtiger Einbrecher bin, sondern nur ein junger Kaufmann, der gerade einen halben Tag Urlaub hatte. Mit den zehntausend Mark will ich in Amerika ein Geschäft anfangen. Ich halte mich nicht für besonders schlau. Aber bei dieser Sache war auch gar nicht viel Schlauheit nötig. Ich bin, sehr geehrter Herr, ein Stück von einem Narren, aber doch nicht so närrisch wie mancher andere."

Sir William zeriß den Brief in tausend Fetzen. Er verkaufte seine kostbaren Sammlungen. Er wurde wieder der einfache Mann, der er früher gewesen war.



Bunte Chronik



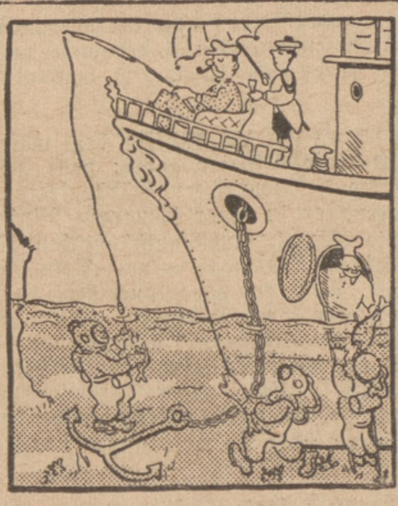
Smaragdbergwerk im Hühnermagen.

Die Regierung von Britisch-Kolumbien hat eine merkwürdige Verfügung herausgegeben. Im Umkreis von 80 Kilometern um die Hauptstadt dürfen die Bauern keinen Hahn und keine Henne schlachten, wenn sie nicht einen Beauftragten der Regierung zu diesem Akt hinzuziehen. Der hat genau aufzupassen, was sich im Magen des geschlachteten Tieres vorfindet. Der Grund für diese Anordnung ist der folgende: Der Boden in dem bezeichneten Distrikt soll sehr stark mit Smaragdsplittern durchsetzt sein. In früheren Zeiten, als die vorhandenen Instrumente nur das Schleifen von verhältnismäßig großen Steinen ermöglichten, wurden die kleinen Splitter einfach weggeworfen. Dadurch ruht wahrscheinlich ein Millionenvermögen in der obersten Erdschicht des von der Sperrverordnung betroffenen Bezirks. Hühner aber pflegen mineralische Bestandteile aus dem Boden aufzupicken und deshalb hofft man, auf dem Umwege über die Schlachtkontrolle all die einst achtlos weggeworfenen Smaragdsplitter wieder bergen zu können.



Lustige Ecke





Wenn der Herr Baron angelt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.